

Winterthur

Sie kämpfen sich Schritt für Schritt zurück ins Leben

Drogen Ihr Alltag in Winterthur ist von Sucht und Krankheit geprägt. Neun Menschen geben im Buch «Unter uns» Einblick in die Drogenszene, ihre Abstürze und Erfolge.

Menoa Stauffer (Text) und **Madeleine Schoder** (Fotos)

Das Licht geht aus. Ein grosses Schwarzweissfoto erscheint auf der Leinwand. Es zeigt Beat B. und Isabelle P., lachend mit einer Zigarette im Mund. Die beiden sind ebenfalls im Raum. Für die Vernissage des Buchs «Unter uns. Leben am Rande» mischen sie sich unter die Gäste.

Es sind Schicksalsschläge. Eine Beziehung geht in die Brüche, der Job wird gekündigt, eine nahestehende Person stirbt – oder alles gleichzeitig. Menschen, die in Winterthur ein Angebot der Stelle für Sucht und Prävention nutzen, haben oft eine schmerzhaft vergangenheit. Diese wird hinter den äusseren Anzeichen der Sucht oder der Krankheit nicht sichtbar. «Unter uns» gibt einen intimen Einblick in ihr Leben.

Die Autorin Tanja Polli porträtierte neun Menschen, die seit vielen Jahren in der Winterthurer Drogenszene verkehren. Einige von ihnen erhalten kontrolliert Heroin oder Methadon, andere psychische Unterstützung.

Das Büchlein enthält auch Kurzporträts der Sozialarbeitenden, die mit den Betroffenen arbeiten. Sie sind oft ihre engsten Bezugspersonen. «Ich wollte zeigen, wie sie einander auf Augenhöhe begegnen», sagt die Autorin. Drei der Porträtierten im Buch sprachen mit dem «Landboten» über ihre Geschichte und ihre Erfahrungen, die sie in Winterthur gemacht haben.

— **Klaudia H.**
Klaudia H. war oft die einzige Frau, die draussen übernachtete. Beim Zürcher Letten nahm sie keine Notschlafstelle auf, weil sie im Kanton Thurgau angemeldet war. Der Mann, den sie geheiratet hatte, konsumierte harte Drogen und war gewalttätig. Sie begann, Heroin zu konsumieren. Mithilfe eines Sozialarbeiters begann sie schliesslich den Entzug.

Die Zeit danach im Therapiezentrum in Brütten sei eine der besten Zeiten ihres Lebens gewesen. «Ich begann Sport zu treiben, wir machten gemeinsam Ausflüge und waren fast wie

Die Anlaufstelle DAS

Die Anlaufstelle DAS wird seit 1992 von der Stadt Winterthur betrieben. Sie ist Teil des 4-Säulen-Modells, also Prävention, Therapie, Schadensminderung und Repression, im Umgang mit der Drogenszene. Jeden Tag sind es laut Dominik Schwarz, dem Leiter der Anlaufstelle, rund 100 Besuchende. Über ein Jahr gerechnet, kommen etwa 400 verschiedene Personen zur Anlaufstelle.

Das DAS biete den Betroffenen ein Netzwerk an sozialen Kontakten, einen Tagesrhythmus und soziale Akzeptanz, die den Betroffenen sonst oft fehle, sagt Tijana Radec. Sie ist Verantwortliche der Stadt für Sucht und Prävention und rief das Buchprojekt ins Leben. (moa)



Klaudia H. ist nie ohne ihre Hündin Lorelei anzutreffen. Sie sei ihre treueste Begleiterin.

eine Familie.» Dann zog sie mit ihrem Freund zusammen. Doch ihre Beziehung zerbrach nach sieben Jahren, Klaudia H. bekam Krebs und wurde viermal operiert. Heute ist sie im Methadonprogramm, pflegt sonst fast keinen Kontakt mehr zur Szene. «Solange einem das nicht gelingt, ist es sehr schwierig, abstinent zu bleiben», sagt sie.

Winterthur sei ihre Heimat geworden, doch sie erlebe immer wieder Stigmatisierung: «Wer krank ist, wird anders angeschaut. Wenn es mir psychisch gut geht, reagieren die Leute freundlich auf mich. Doch manchmal geht es mir unterirdisch. Dann gehe ich mit dem Hund in den Wald. Das gibt mir mehr als die Stadt.»

— **Beat B.**
Als Tanja Polli sich bei den Porträtierten bedankte, rief Beat B. «Ja gern gsche!» aus dem Publikum. Doch als sie sein Porträt vorlas, wurde er ruhig. Tränen rollten ihm über das Gesicht. Gewalt hatte seine Kindheit geprägt. In der Drogenszene habe er mit 17 Jahren die Familie gefunden, die er nie hatte. «Ein wenig klišiert, aber wahr», sagt er. Doch er schaffte den Entzug, machte eine Lehre. Dann begingen zwei seiner Freunde Suizid, seine Beziehung ging in die Brüche – und er wurde rückfällig. Seither geht er mehrmals täglich in die Heroinabgabe. Das verlange viel Disziplin von ihm, befreie ihn aber vom Beschaffungsstress.

«Ich lebe schon seit 1995 in Winterthur. Weil ich viel Pflege brauche, bin ich zurzeit im Altersheim. Aber es ist der falsche Ort für mich, ich bin erst 51 Jahre alt und nicht dement. Lieber würde ich allein wohnen. Auch wenn ich Angst habe zu vereinsamen. Im Bus oder beim Einkaufen schirmen sich die Leute lieber ab, sitzen allein, reden nicht mit mir.»

— **Lars Schädeli**
Kaum jemand kennt die Situation von Menschen mit Drogenproblemen oder psychischen Erkrankungen in Winterthur so gut wie Lars Schädeli. Er war dabei, als

Als Tanja Polli das Porträt über Beat B. vorlas, wurde es ruhig. Tränen rollten über sein Gesicht.

1992 die Anlaufstelle DAS eröffnet wurde. Mehr als 30 Jahre arbeitete er in Winterthur: Er war Co-Leiter im Heroinprogramm, leitete die Hauptabteilung der niederschweligen Einrichtungen – das begleitete Wohnen, die Anlaufstelle DAS, die Notwohnungen und die Notschlafstelle – und war städtischer Delegierter für die Heilsarmee, den Läbesraum und die mobile Sozialarbeit Subita. Seit letztem Herbst ist er pensioniert.

«Ich habe Hunderte Geschichten miterlebt. Irgendwann sind sie vergleichbar. Auslöser ist zwar immer etwas anderes, aber dann kommen der Beschaffungsstress, die Abhängigkeit, Entzüge, die abgebrochen werden... Wer grosse Erfolgserlebnisse braucht, ist schnell ausgebrannt. In all den Jahren meiner Arbeit gab es einmal einen Klienten, der den kompletten Ausstieg geschafft hat und sich sehr viel später bei uns für unsere Unterstützung bedankte. Einmal.»

«Angst hatte ich sehr selten. Ich konnte die Situationen gut einschätzen und die Leute ernst nehmen, Vertrauen aufbauen. Oft vermittelte ich deshalb zwischen den Klienten und der Polizei. Meine Anwesenheit wirkte oft deeskalierend, weil ich die Klienten gut kannte und abschätzen konnte, wo das Problem lag. Noch heute werde ich auf der Strasse erkannt. Kürzlich sagte mir einer: «Hoi Lars, ich war die Nummer acht!» Anfangs gab es in der Heroinabgabe in Winterthur nur 25 Plätze. Alle erhielten eine Nummer.»

Das Büchlein ist erhältlich unter: www.unterunsbu.ch



Beat B. und die Sozialarbeiterin Isabel P. hatten von Anfang an einen guten Draht.



Lars Schädeli ergriff das Mikrofon und bedankte sich bei allen, die mitgemacht hatten und den Mut hatten, zu erzählen.

Zur Person

Tanja Polli, geboren 1969 in Zürich, arbeitete in den 1990er-Jahren selbst in einer Anlaufstelle am Platzspitz und später am Letten in Zürich. Sie gründete im Jahr 1993 in Winterthur die Gasenarbeit Subita mit. Sie lebt und arbeitet als Journalistin und Autorin in Winterthur.

Ursula Markus, geboren 1941, lebte in Kolumbien, im Iran und aktuell in der Schweiz in Zürich. Sie arbeitet als freie Fotografin. Im Jahr 1991 erhielt sie eine Honorable Mention des World Press Photo Award und wurde 2019 von der Swiss Photo Academy für ihr Lebenswerk ausgezeichnet. (moa)



Tanja Polli (rechts) und Ursula Markus arbeiteten bereits für das Buch «Sans-Papiers in der Schweiz» zusammen.

Stadtverbesserer



Der umgedrehte Handschuh

Die Stadt hat aus dem «Krakel-Debakel» im Bistro des Vereinslokals des FC Tössfeld anscheinend gelernt. Dies, nachdem sie mit einem gut gemeinten Vermittlungsversuch gescheitert war und danach die Gelbe Karte entgegengestreckt bekam. Denn Fakt ist: Die Fussballer haben den Raum nach wie vor nicht als ihr gemütliches Vereinsstübli akzeptiert. Nicht einmal das Mobiliar ist ein Volltreffer. Bei Kunst- und Bauprojekten will die Stadt deshalb in Zukunft vermehrt auf «partizipative Prozesse» setzen.

Dass alle ihre Meinung sagen dürfen und diese auch berücksichtigt wird, klingt erst einmal wunderbar. Das Problem dabei: Man kann es sowieso nie allen recht machen. Vom bunten Potpourri an tollen Ideen bleibt oft nur ein trockener Krümel.

Eine Mehrheit der FCW-Fans fordert Gratis-Schütziwürste für alle? Serviert bekommen sie einen volksnahen Stadtrat, mit dem sie in der Bierkurve anstossen dürfen. Eine Mehrheit der Altstadtbewohnerinnen spricht sich für einen mediterranen Wochenmarkt einmal pro Monat aus? Reichen muss, dass die Oliven bleiben.

Man stelle sich weiter vor, wenn die Angestellten bei den Öffnungszeiten eines Ladens, Verkehrsteilnehmer bei Tempolimits und Strassenverkehrsregeln mitreden würden.

Auch stellt es sich die Stadtverbesserin ziemlich anspruchsvoll vor, wenn in einer Familie mit sechs Kindern alle bei der Wahl des Znacht partizipieren könnten. Entweder stehen die Eltern den ganzen Tag in der Küche, oder auf dem Tisch steht ein Kompromiss-Menü; Spaghetti mit Erdbeersauce und Cornflakes als Topping.

Natürlich ist die Stadtverbesserin für mehr Mitbestimmung. Pflegen wir unsere demokratischen Tugenden! Aber Partizipation stösst bisweilen an ihre Grenzen. Dann nämlich, wenn es darum geht, ein Kunstwerk zu finden, das allen gefällt.

Während die eine bei der Ansicht von Pablo Picassos Werken in helle Entzückung ausbricht, findet der andere, dass diese an Kinderzeichnungen erinnern. Im Vereinlokal des FC Tössfelds hätte wohl nur die Methode «einmal umdrehen» verfangen: Gekrakel draussen auf der Fassade, Stüblitapete mit Pokalvitrine drinnen.

Annette Saloma